

Sie lebten zusammen und arbeiteten vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht, die drei Schwestern. Es war ein Dasein, erfüllt von Sorge undummer. Niemand lächelte ihnen das Glück. Da trat eine Ueberraschung ein, eine Ueberraschung, wie sie ihre müden Herzen wohl nie erträumt hätten. Es mußte ein Irrthum des vielbeschäftigten Schicksals sein, daß es sich plötzlich ihrer Existenz erinnerte und sie mit einem ungeahnten Glücksfalle überumpelte. Eine ihrer vergeblichen Tanten war gestorben. Und sie war eine Tante in des Wortes edelster Bedeutung gewesen, sie hatte ihnen eine Erbschaft von baaren tausend Gulden hinterlassen. Tausend Gulden — das ist für so arme, sorgengewöhnte Menschenkinder eine Million. Das Glück berauschte sie — die drei bleichen Schwestern konnten es anfangs gar nicht glauben, daß es so viel Geld auf Erden gäbe. Und sie legten das ganze Kapital, das sie anzutasten nicht wagten, in die Sparkasse. Ein ganz leiser Zweifel, ob es dort wohl sicher sei, enthielt in der Seele einer jeden. Aber als sie in dem glänzenden Gebäude warteten — sie waren ja alle drei dahin gegangen — und es mit ansahen, wie andere Leute noch viel mehr Geld dem Institute anvertrauten, fühlten sie sich einigermassen beruhigt. Und in der Nachbarhaft gab es für einige Wochen nur einen Gesprächsstoff: die Erbschaft der Schwestern. Kleine Geschäftskente, die in der unmittelbaren Nähe wirkten und bisher stolz an den Schwestern vorübergegangen waren, richteten nun mit einem gewissen Ernst ihren Blick auf sie. Die drei Schwestern genossen nun mit einem Male die Achtung des ganzen Hauses. Sie waren nicht mehr so verlassen wie bisher, es wurde ihnen eine Freundschaft angeboten, die mit dem kleinen Erbe in keinem Verhältnisse stand. Und daran war nur die Tante schuld. Ein Spezialewaarenhändler in demselben Hause wagte sogar eine ehrbare Annäherung. Er kam zu ihnen und benahm sich so eigentümlich, denn früher hatte sich keiner so benommen. Bald erkannte jede von ihnen, daß das eigentümliche Benehmen des Spezialewaarenhändlers in demselben Hause auf Heirathsabsichten zurückzuführen sei. Sie fragten sich im Stillen, auf welche er es wohl abgesehen habe. Sie prüften ihre Vorzüge — die entfaltete Eitelkeit benützte rasch die seltene Gelegenheit, um aus ihrem leisen leisen Schimmer zu erwachen — und fanden die gegen sie gerichteten Heirathsabsichten des guten Mannes vollkommen am Plage. Denn an das Sparkassenbuch dachten sie nicht. Was wußten sie, wie es am Ehestandsmarkte zuehe. Sie wollten es nicht wissen. Es fiel ihnen ja auf, daß er sich jetzt erst zu seinen Gefühlen entschlossen hatte, aber sie wählten allen profanen Verdacht rüchlich ab. — Der Spezialewaarenhändler ließ den Zweisitzer Besuche immer deutlicher durchblicken. Er sprach mit feierlicher Absichtlichkeit von seinem Geschäft, das nur eines kleinen Kapitals bedürfe, um wesentlich gehoben zu werden. Und ohne Vermittlung sprach er gleich darauf mit derselben feierlichen Absichtlichkeit von der Ehe, welche nach den Versicherungen von Fachmännern auf diesem Gebiete das höchste Glück des Lebens bedeute. Die drei Schwestern blickten sich verständnisvoll an. Und keine konnte es unterdrücken, für eigene Rechnung nach ihm zu schielen. Begreiflich! Er war ja ein schöner, liebenswürdiger Mann und überdies Heirathsandidat von der Sorte der Vorsichtigen. Er entschied sich für keine der drei Schwestern. Er konnte ebenso gut für die Anna schwärmen, wie für die Karoline oder Marie. Darüber war er sich selbst noch nicht im Klaren. Und wie er da mit allen Dreien in gleicher Weise kokettierte, das packte er sehr geschickt an. Das war ein Kunststück, das ihm nicht so leicht ein Heirathsandidat hätte nachmachen können. Der Spezialewaarenhändler befand sich in einer heißen Situation. Er wäre bereit gewesen, eine der Schwestern zu heirathen, natürlich mit einer Mitgift von tausend Gulden. Nun wußte er ganz gut, daß das Erbe allen Dreien gemeinlich gehörte. Er suchte daher nach einem schlaun Mittel, um den Schwestern seine rettende Idee zu suggerieren. Er sprach mit konsequenter Betonung, daß die angebotene Werbung seines Geschäfts eine runde Summe von tausend Gulden bedingen würde. Nachlässig warf er hin, daß ihm j. B. mit einem Betrage von dreihundert Gulden ganz und gar nicht gedient würde. Derartiger, des öfteren vorgebrachte Betonungen förderten allmählich das volle Verständnis der Schwestern für den Stand der Sache. Und an sich, hieß es diese finanziellen Erörterungen, hatte der Spezialewaarenhändler es niemals unterlassen, auch weiter das Glück der harmonischen Herzensehe rühmend hervorzuheben. „Auf Händen möchte ich sie tragen, die Gefährtin meines Lebens“, erklärte er in bestimmter Weise und schaute dabei alle Drei an, so daß keine wußte, welche von ihnen auf Händen getragen werden sollte. Ebenso gedachte er alle Sorgen von der Gefährtin seines Lebens abzuwenden, sein Herz ausschließlich für sie allein schlagen zu lassen, und ihr das He-

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 20. Dec. 1901

Jahrgang 22 No. 16

so gemüthlich zu machen wie nur möglich. Das sagte er so im Allgemeinen, und Jede durfte seine werbenden Blicke in ihrer Weise auffassen. Endlich, eines Tages erklärte Karoline, die Jüngste, daß etwas geschehen müsse. Wie die Sache liege, meinte sie verständlich, könne nur eine Heirath, da ihm mit weniger als tausend Gulden nicht „gedient“ sei. „Und es wäre schade, ihn entkommen zu lassen“, seufzte sie mit zarter, etwas egoistischer Anspielung. Sie beschloffen daher einmüthig, daß der Spezialewaarenhändler „in der Familie“ bleiben müsse. Einfach auszusprechen, welche die Glückliche sein sollte, erschien ihnen denn doch als eine Profanation. Da, in einem unbegrifflichen Anfälle von Edelmut erklärte Karoline und Marie, sich für die Älteste zu opfern. Sie hielten das für den gerechtesten Ausweg. Der Älteste gebühre der Mann. Sie fügten sich auf ein gebrauchliches, traditionelles Ehrethum der Ältesten und resignirten. Durch diese selbstlose Entfagung retteten sie die Ehre des ganzen Standes der armen, lebigen Mädchen. Und ein paar Wochen später führte der Spezialewaarenhändler die blasse, zarte Anna zum Traualtar. Die Ehe brachte ihm nicht jenes Glück, die Ehe brachte ihm immer so rückhaltlos geschwärmte hatte. Daran trug Anna nicht die kleinste Schuld. Sie war brav, bescheiden und liebte ihren Mann. Aber Karoline und Marie erlebten ihm das häusliche Glück. Sie fühlten sich mittheilhaftig. Sie partizipirten ja mit einer kleinen Einlage an dieser Ehe. Sie interessirten sich gar zu lebhaft für das Thun und Treiben des Spezialewaarenhändlers. Bei jeder Kleinigkeit wollten sie zu Rathe gezogen sein. Beim Möbelkauf sollte ihr Geschmack mißsprechen. In die Art der Hausführung sollten sie dreinreden dürfen. Ueberhaupt in alles wollten sie sich mischen — darauf hatten sie ja beharrliche Ansprüche. „Wann ist Dein Mann gestern nach Hause gekommen?“ „Was, so spät?“ „Hast Du ihm eine tüchtige Gardinenpredigt gehalten?“ So ging das die ganze Zeit. — Sie kümmerten sich um die Freuden und Leiden der Ehe. Sie begleiteten das Ehepaar, wenn es einmal ins Theater ging. Sie klammerten sich an diesen Mann, sie drängten sich, die selbstverständliche in diese Ehe, an der sie mit ihrem Vermögen theilhaftig waren. Er litt unter ihrer übertriebene Theilnahme. Die Nachbarschaft lächelte über ihn. Wie er da über die Straße pilgerte, inmitten von drei Frauen, Arm in Arm mit den Schwestern, während seine Gattin bescheiden an der Seite ging. „Du hast ihn ja den ganzen Tag“, sprachen die Blüthe der Schwestern, „wir wollen auch einen Mann haben“. Und die Ehe wäre so glücklich gewesen, denn das Paar liebte sich unendlich, wenn die Schwestern nicht störend eingegriffen hätten. Da erdarmte sich der Zufall seiner. Eine Spekulation gelang ihm und er verdiente ein hübsches Stümmchen. Er hatte nichts Geringeres zu thun, als den Schwestern ihre Eheanteile zurückzahlen. Nur ungern nahmen die Armen, welche nun wieder ohne Mann blieben, das Geld. —

Eine Pariser Heirath.

Heiteres vom Seinestrand.

„Geda, mein lieber Meister!“ Ich wende mich um, sehe einen mächtigen Körper sich durch das Fenster einer Drochke durchzwängen und erkenne sofort meinen ausgezeichneten Freund, den Doctor Cozet. Er giebt mir ein Zeichen, einzusteigen, und während ich meinem lebenswichtigen Drängen nachgebe, bittet er mich, ihn bei den Beförzungen, die er im Begriff stehe, für seine demnächst stattfindende Hochzeit zu machen, Gesellschaft zu leisten. Ich nehme an. Während der Fahrt schüttet mein Freund mir sein Herz aus. „Du wirst kaum glauben, daß ich, außer dem hübschen Andenken, das ich Dir, dem großmüthigen Freunde, verbante (ich protektire), nur folgende Hochzeitsgeschenke erhalten habe: 1. Eine Hammelsteule. 2. Zwölf Desferlöffel, unecht natürlich. 3. Ein Ausziehtischchen von sehr relativem Werthe.“ „Das ist wirklich wenig“, warf ich ein. „Nicht nur wenig, mein Lieber, sondern ich bin auch compromittirt, wenn ich als Arzt bei dem schamlosen und verächtlichen Akt, genannt „Aufstellung der Hochzeitsgeschenke“, meinen Gästen nur diese erbärmlichen Gegenstände zeigen kann. Du verstehst mich?“ „Vollkommen.“

„Glücklicherweise ist aber Paris, das vielverleumdete, die Stadt, in der sich für Alles Hülfle findet.“ Der Wagen hielt eben vor einem Hause unweit der Dreieinigkeitskirche und ein Aufzug beförderte mich in den dritten Stock. Ein Diener öffnete auf unser Rufen und führte uns in die Wohnung. Diese bestand aus mehreren Zimmern, die mit den verschiedenartigsten Gegenständen angefüllt waren. Bald war ich über den Zweck meines Besuches im Klaren. Ein kleines Männchen mit einem hartlosen Eulen-Gesicht trat auf uns zu, und bevor noch der Doctor Zeit hatte, den Mund zu öffnen, sagte er: „Schon gut, sehr gut. . . Sie kommen wegen Hochzeitsgeschenken, wählen Sie, suchen Sie aus, meine Herren. Kennen Sie die unergleichlich vortrefflichen Bedingungen meines Hauses? Nein? Nun, die wenig umfangreichen Gegenstände, wie Silberfächer, Bibelots u. s. w. . . kosten Stück für Stück 1 Franc Miethe pro Tag, Aufstehen und Abholen 50 Centimes pro Stück extra. Für große Möbel, Porzellan u. s. w. zahlen Sie das Dreifache.“ Ich war starr. Mein Freund wählte eine Raminovornitur im reinen Louis XVI.-Styl, ein Duzend Gläser mit Silberwaaren, einige hübsche Tischchen (ganz unerlässlich), einen prächtigen goldenen Chronometer, einen glänzenden Kronleuchter, einer vollständig ausgestatteten Operationskasten, durchaus geeignet, die Ehrfurcht der lieben Kollegen nachzurufen, und andere Sachen. Unser Eulenmännchen strich sich einige Male über sein taubles Haupt, theilte die ausgewählten Gegenstände in verschiedene Klassen, machte rasch seine Rechnung und erklärte, daß der Betrag sich auf 205 Francs belaufe. Der Doctor wollte eben bezahlen, als ihm das Männchen mit Recht entgegenhielt, daß er auch den Preis der Visitenkarten entrichten müsse, die jedem Gegenstande beizulegen wären, und zwar 30 Centimes für einen gewöhnlichen bürgerlichen Namen und 10 Centimes mehr, wenn dem Kunden ein Titel oder Adelsprädicat lieber wäre. Man fragte mich um meine Meinung und ich stimmte dafür, daß die Hälfte der Karten Namen der höchsten Aristokratie tragen sollte. Dieser Antrag wurde angenommen und die Rechnung beglichen. Genaue Instruktionen wurden gegeben und wir nahmen unsere Wanderung wieder auf. „Das ist noch nicht Alles“, fauchte unterwegs mein alter Schulfreund. „Der erste Punkt ist glücklicherweise erledigt, aber ich darf nicht vergessen, daß meine zukünftigen Schwiegereltern am Hochzeitsstage ein großes Diner geben.“ Gerade als ich mich ansetzte, in Bezug auf die etwas dunkle Mittheilung eine Frage an ihn zu stellen, hielten wir vor einem Hause in jenem Theil der höchsten Rue Galande, der schon längst hätte demolirt werden sollen. Dieses Haus mußten wir all unsern Muth und unsere Kraft zusammennehmen, um die fünf finsternen und wurmfressenen Treppen zu erklimmen. Endlich oben angekommen, leuchteten wir wie Seehunde, und zwar dermaßen, daß sich die Thür öffnete, bevor wir noch die Schellenschür ge zogen hatten. Ein sanftmüthiger Greis empfing uns, keineswegs überrascht durch unseren Besuch, dessen Zweck er kannte, ohne daß wir erst nöthig hatten, ihn denselben auseinander zu legen. Er ließ uns nicht einmal Zeit, zu verschaukeln, sondern begann ohne Umschweife: „Die Depeschen aus Frankfurt und den Ländern des Weltpostvereins werden nach dem officiellen Tarif berechnet. Für meine Wäsche beanziehe ich mich mit einem Franc Commission pro Depesche. Das ist sehr wenig. Urtheilen Sie selbst: 15 Centimes Porto, um jeden Correspondenten zu benachrichtigen, und 30 Centimes Commission für ihn. Was die überseeischen Länder betrifft. . .“ Cozet unterbrach ihn. „Dazu bleibt uns keine Zeit, meine Hochzeit findet schon in acht Tagen statt.“ Man kam überein, daß 40 Depeschen aus den größten Städten Frankreichs, der Schweiz, Belgiens und Hollands abzufenden wären. Schließlich erklärte man es auch für unerlässlich, eine Depesche aus Rußland zu erhalten. Das heißt einen Mann bei diesen Zeiten! * * * Am Hochzeitsstage drängte sich im Hause der Braut eine große Menschenmenge um die mit kostbaren Gegenständen beladenen Tische. Alle Erzhilfen stimmten darin überein, daß das Talent und Geschick des Doctors solche Geschenke verdiene. Besonders

der venecianische Kronleuchter zog Aller Blicke auf sich. Infolge eines sonderbaren Fusses trug die angebetete Karte den Namen eines der anwesenden Gäste, der die Complimente eines Jeden über das prächtige Geschenk, ohne auch nur im der Wimper zu zuden, hinnahm. Ich hörte ihn sogar zu Jemandem äußern, daß er da einen wahren Gelegenheitskauf gemacht habe und sich dadurch zu dieser Thorheit hätte hinreißen lassen. Ich bin nicht weit entfernt zu glauben, daß er sich am Schluß des Tages noch große Vorwürfe wegen seiner Verschwendung machte. Beim Diner erreichte die Fülle der Depeschen, die einliefern, großes Aufsehen. Aus Lyon telegraphirte ein Gelehrter seine Glückwünsche und drückte dem Doctor seine Dankbarkeit aus, daß er ihn von einer bis dahin für unheilbar gehaltenen Krankheit curirt habe. Aus Marseille prophezeite ihm ein großer Rheber, er würde ein zweiter Pahteur werden. Aus St. Etienne, Genf, Basel, Rotterdam, Dsiende u. s. w. . . Väter, Schwestern, Brüder, Onkel, Tanten riefen auf das Haupt ihres Wohlthäters des Himmels Segen herab. Man sprach nur noch von den hervorragenden Verdiensten des Doctors. Jeder brachte seine kleinen Dienste vor, und die Damen nahmen ihm sämmtlich das Versprechen ab, sie in Behandlung zu nehmen — man rief und streift sich um ihn. Beim Nachtsche, als eine kleine Stille eingetreten, kam die letzte Depesche. Sie lautete: „Dem Wetter meines Lebens, der mich den Meinigen erhalten, dem großen Arzte Cozet, sende ich meine heifhesten Wünsche für sein Glück und Wohlergehen.“ Lampotow, Kammerherr S. M. des Kaisers. Der Saal hallte von tosendem Beifall wieder. Das wahnsinnige Händeklatschen wollte gar kein Ende nehmen. Cozet, als guter Patriot, weinte vor Rührung. . . Als er sich gefasht hatte, hörte ich ihn murmeln: „Vierhundertfünfundsechzig Francs, fünfundzwanzig Centimes. . . wenigstens habe ich mir dafür Patienten gefichert.“

Gekrönte Häupter am Spieltisch.

Kaiser Wilhelm als Statistischer Jagdspieler in hohen Kreisen. Spielereiferenzen.

Man hat in bürgerlichen Kreisen ganz abenteuerliche Vorstellungen von den Summen, welche in den höchsten Kreisen im Spiele verloren werden. Es ist ja richtig, daß es noch immer eine stattliche Anzahl berufsmäßiger europäischer Großstädte giebt, aber ebenso sicher ist es, daß eine ebenso große Anzahl von Aristokraten und Finanzgrößen grundfätzlich über kleinstädtische Einsätze nicht hinausgeht und thatsächlich nur spielt, um sich zu zerstreuen, nicht um zu gewinnen. Vordrücklich sind in dieser Beziehung die Monarchen. Kaiser Wilhelm spielt Stat niemals höher als um den Fennig per Point, und wenn das auch für antibürgerliche Verhältnisse schon hoch genannt werden kann, so wird doch auch in Bürgerkreisen nicht selten hoch gespielt. Ja, ich habe — freilich unter Millionen — um eine Mart per Point spielen sehen, und habe mir sagen lassen, daß ein berühmter Bühnenjäger und der ebenso berühmte Leiter eines deutschen Hoftheaterorchesters (wohl Schuch in Dresden) nicht niedriger spielen, wobei es freilich vorkommen soll, daß die Herren oftmals in einer Nacht am Statistisch ihre Monatsgage verlieren. Bei dem erwähnten Statistischer Jagdspieler des deutschen Kaisers — andere deutsche Fürsten spielen auch nicht höher, ja noch niedriger, so der König Albert von Sachsen, der sehr gern Stat spielt, meist nur um die Viertelcentime — kann es wohl einmal zu einem Verlust von zwanzig Mart kommen; doch da muß der betreffende Verlierer schon sehr im Pech sitzen. So erging es einmal dem durch seinen Wig bekannten Rechtsanwalt Hagemann aus Leipzig, der vor ein paar Jahren die Ehre genoß, mit dem Kaiser am Spieltisch sitzen zu dürfen. Der Kaiser war damals Jagdgast des Amtsrathes von Diege-Barth, und als Abends Stat gespielt wurde, sah der Rechtsanwalt so im Pech, daß er schließlich etwa zwanzig Mart verloren hatte. Da entfuhr ihm dann die bekannte Statistischer-Redensart: „Hier ist man ja wahrhaftig unter die Häuber gerathen!“ Alles lachte, und der Kaiser nicht am wenigsten. Was dann aber der Kaiser ein Jahr später wieder bei Herrn von Diege als Jagdgast

meilte, bat er den Gastgeber vorher, daß auch der damals „ausgeraubte“ Rechtsanwalt wieder geladen würde, und als er diesen dann erblickte, ging der Monarch sofort auf ihn zu und überreichte ihm mit den Worten: „Bon den Häubern zurück!“ ein in Brillanten gefashtes Zwanzig-Mart-Stück. In der Regel spielt der Kaiser gerade an Raabenden gern Stat, und diese Liebhaberei haben auch andere Fürsten. König Albert von Sachsen legt sich gern nach der Jagd an den Spieltisch, und da er oftmals allein, oder nur in Gesellschaft eines Adjutanten jagt, so zieht er nicht selten niedere Forstbeamte zum Spiel hinzu. Das Gleiche thut auch der Kaiser von Oesterreich, nur daß dieser nicht Stat sondern Tarot spielt. Einmal machte der Kaiser von Oesterreich mit einem Jagdgenossen und einem Forstgehilfen einen „Topper“. Der Forstgehilfe war dem hohen Herrn bereits als Tarotvirtuose von früheren Gelegenheiten her bekannt und willkommen, er wußte, daß er mit ihm, dem Kaiser, gerade so süß und spektakulös spielte, wie mit dem nächstbesten Anderen. Er läßt Niemanden gern gewinnen, und wenn seine Carriere davon abhängt! Wie nun also die Herren einmal so beim „Topper“ sitzen, geräth der Forstgehilfe immer mehr in Feuer. Einmal bekommt er ein gute Blatt, sagt den „Raag Ultimo“ an — sein ganzer Ehrgeiz als Spieler befeelt ihm, und obwohl es nur um Kreuzer geht, möchte er doch lieber den Kopf verlieren, als diese Partie. Zu seinem Malheur ist aber sein hoher Gegner als Tarotist ebenso tüchtig, wie als Jäger und sängt ihm den „Mond“ ab, als der Forstgehilfe den hohen Herrn irrthümlich gar nicht mehr in der Lage wählte, das thun zu können. In seinem Erstaußen, in seiner Erregung hierüber findet der Beschlagene kaum Worte, um seine Stimmung auszudrücken, er haucht mit der Faust auf den Tisch und schreit: „Da hörst sich aber Alles auf! Hat der Herr noch ein Tarot!“ Kaum aber sind diese Worte dem Gehege seiner Zähne entflohen, so wird ihm klar, was er gethan — er erröthet und erblickt — Dem Kaiser aber machte die Episode so viel Spaß, daß er einige Zeit vor Lachen nicht zu Atem kam; dann aber bedeutete er dem Forstgehilfen, er möge sich nur beruhigen, in der Hitze des Geflechtes könne ein enragierter Spieler so etwas schon passieren. Der Forstgehilfe mußte weiterspielen, die gewohnte Seelenruhe schien er aber nicht wiedergefunden zu haben, denn er verlor im weiteren Verlaufe des Spiels eine Partie nach der anderen. Mehrliche Geschichten, in denen von Statistieren berichtet wird, die im Temperament beim Spiel mit hohen Herren Statistensarten gebrauchen, die ihren Spielpartnern nicht ganz angemessen waren, werden vielfach erzählt. So soll einmal ein fähiger Forstbeamter, der mit dem König Albert Stat spielte, diesem und seinem Partner, als der Forstmann bei einem glücklichen Spiele alle Stücke machte, in der freudigen Erregung seines Herzens gerufen haben: „Schwarz, Ihr Vudersch!“ worüber der König ungemessen beunruhigt, der erregte Forstmann aber natürlich sehr erschreckt war. Und daß der König dem temperamentvollen Manne die üble Anwendung des Statistierausrufes nicht übel nahm, bewies er ihm dadurch, daß er ihn wieder an den Spieltisch besah, als die nächste Jagdgelegenheit der hohen Herren wieder in die Zwidauer Gegend führte, wo jener Forstmann amtierte. Natürlich setzen sich hohe Herrschaften nicht mit Kritikern an den Statistisch, auch nicht bei einem nach freilichem Jagen schnell improvidirten Spiel. Und wenn er auch ein einfacher Forstbeamter ist, so muß es doch ein rechtshaffener, braver Mann sein, der solcher Ehre theilhaftig wird. Freilich einem Fürsten ist einmal vor einigen Jahren in einem bekannten Weltbadeorte eine Geschichte passiert, die beweist, daß er weniger vorsichtig in der Wahl seiner Partner war. Der betreffende Fürst war allerdings kein regierender Herr, wenn er auch einem solchen sehr nahe steht; auch war derselbe damals, als ihm die peinliche Sache passirte, noch recht jung an Jahren. Genau, der Prinz lernte in jenem Badeort zwei Herren kennen, die durchaus den Eindruck von Cavalieren machten. Sie waren gegen Jedermann höflich und liebenswürdig, und wenn sie auch durchaus nicht aufdringlich waren, so waren sie doch so unheimlich gefällig, daß man sich gern ihre Nähe gefallen ließ. Kein Wunder, daß auch der Prinz gern von ihrer umfassenden Kenntniß der Gegend Vortheil zog und sich ihnen auf Partien anschloß. Bei einer derselben kam es nun auch

zu einem Spielchen: es wurde Hazard entriert, doch zu einem Spielchen, der die Leidenschaft nicht allzu sehr erregen konnte, und bei welchem der Prinz sogar eine kleine Summe gewann. Wenige Tage darauf verließen die beiden Herren den Weltbadeort und der Prinz hatte dieselben längst vergessen, als er auf amtlichem Wege über seine Beziehungen zu diesen Herren ausgeforscht wurde. Der Prinz konnte nur erzählen, was hier in Kürze mitgetheilt ward, und war nicht wenig überrascht, zu hören, daß er in die Hände betannter Spieler gefallen war. Indessen versicherte er, daß nicht sie, sondern er selbst jenes eine Spiel ausgegert hatte, freilich wohl veranlaßt durch ein von jenen Beiden herorgebrufenes Gespräch, und daß er keineswegs durch dieses eine Spiel ausgeraubt worden sei, wozu gar nicht der Einfall angethan gewesen, sondern daß er vielmehr, wie erwähnt, einen kleinen Betrag jenen Beiden abgewann. Aber durch dieses eine unschuldige Spiel hatten die beiden Spieler freilich mehr gewonnen, als ihr prinziplicher Partner abnte, denn die erkundigende Behörde leate dem erkaunten Prinzen ein photographisches Bild vor, auf dem die drei Personen spielend abgebildet waren. Ohne daß der Prinz davon eine Ahnung gehabt, hatte ein Photograph, natürlich auf Bestellung jener Beiden, die Spielenden photographirt, und die beiden betrichtigten Spieler konnten nun jene Photographie als gute Geschäftserkennung benutzen, zu welchem Zweck wahrscheinlich die ganze Partie veranfaßt worden war; konnte ihnen doch das Bild die Pforte zu mancher Gesellschaft öffnen, die ihnen sonst verschlossen blieb. In jenen hohen Kreisen, in denen das Hazardspiel gepflegt wird, ist man naturgemäß — wie mancher Spielerprophet der letzten Jahre gezeit hat — nicht allzu peinlich und vorsichtig bei der Auswahl der Spielgenossen. Freilich war man dies in früheren Zeiten noch weniger als jetzt. Da hatte man nicht selten sogar den Wunsch, mit irgend einem „berühmten“ Spieler gleichsam seine Kraft zu messen. So befand sich zur Zeit des Wiener Kongresses in Wien ein gewisser O. Bearn, der damals für den ersten und ältesten Spieler Europas galt und der in den höchsten Kreisen bekannt war. Das Spiel war die Beschäftigung seines ganzen Lebens gewesen, er hatte stets nur von demselben gelebt. Heute hat man andere Anschauungen über den moralischen Werth solcher Leute. Die damaligen Ansichten möge die folgende Geschichte illustriren, die O. Bearn selbst mit einem gewissen Stolz erzählte. „Lange hatte“, so ungefähr berichtete er, „der Herzog von S. mit mir zu spielen gewünscht, und ich ließ mich nicht lange darum bitten, ihm die Gelegenheit dazu zu verschaffen. Er wählte Piquet. Wir spielten anfangs mit mäßigen Einsätzen, steigerten aber allmählich die Einsätze bis zu schwindelnder Höhe. Hunderttausende gingen hin und her. Als der Morgen tagte, hatte der Herzog sein ganzes enormes Vermögen verloren. „Er erhob sich und sagte: „Ich bin momentan außer Stande, mit Ihnen Wrechnung zu halten. Ich werde Ihnen aber meinen Intendanten schicken, der Ihnen dann die Besichtigung über meine Güter übergeben soll.“ — „Sie sprechen wie ein Mann von Ehre, Herzog“, entgegnete ich, „aber man soll nicht von mir sagen können, daß ich den Inhaber eines der klangvollsten Namen Englands an den Bettelstab gebracht habe. Da ich indessen keineswegs umsonst die ganze Nacht geessen und gespielt haben mag, so erlaube ich Sie mir, daß ich einen Notar herber rufen lasse. Vor ihm mögen Sie schwören, nie wieder eine Karte anrühren zu wollen, und er soll eine Urkunde aufsetzen, durch die Sie sich verbindlich machen, mir, so lange ich lebe, eine Rente von tausend Pfund Sterling zu zahlen.“ Die Bedingungen wurden angenommen und treu gehalten. Der Herzog von S. hat in seinem Leben nie wieder eine Karte angeührt und ich erhalte seit dem Tage pünktlich meine Rente.“ Heute dürfte ein professioneller Spieler sich kaum solcher Maubritterthaten rühmen, ob dieselben nun auf wahren Thatfachen beruhen oder in das Gebiet der Renommagen zu verweisen sind, indessen ist man auch heute noch allzu weitherzig in den Kreisen der Liebhaber des Hazards professionellen Spielereiferenzen gegenüber. Die Münchener Neuesten Nachrichten enthalten die Notizen über eine Theesorte mit beigefügten Attesten, deren eines „Heinrich Rubelstörfer, Steuer sammler“ unterzeichnet ist. Wenn dieser Name nicht echt sein sollte, ist er doch zu erfinden. * * * Sonnenstrahlen aus Flaschen gezogen, für Heilzwecke, ist die Erfindung eines Mannes in Indiana. Wenn die Erfindung sich bewährt, wird der Kohlentruß kein Aktien-Kapital-Wasser mehr auf Flaschen ziehen können. * * * Wo vor 118 Jahren George Washington von seinen Offizieren Abschied nahm und ihnen bei seiner Gelegenheit einen kräftigen Wunsch fernbrachte, ist zur Erinnerung an den Tag — Thee servirt worden. Es ist bei uns seit jener bewundernswürdigen Zeit noch manches andere sehr viel dünner geworden.